

Glaube ist nicht blind. Oder taub. Oder stumm.

Als ich als 19-Jähriger bei meiner Verabschiedung auf Mission am Rednerpult stand, konnte ich, selbst nach vielem gebetserfüllten Suchen, immer noch nicht zwischen Wissen und Glauben unterscheiden. Ich konnte nicht ehrlich sagen: „Ich weiß, dass das Evangelium wahr ist.“ Mir war bewusst, dass einige Leute diese Worte von mir erwarteten. Aber mit gutem Gewissen konnte ich nur sagen: „Ich glaube, dass es wahr ist.“ Auf eine Topfpflanze weisend, sagte ich, mein Glaube sei wie jene Pflanze—und dass ich daran glaube, er würde wachsen.

Gegen Ende meiner einwöchigen Erfahrung im damaligen Trainingszentrum für Missionare übten wir, unserem Mitarbeiter die erste Diskussion zu geben. Während ich über den Abfall sprach, hörte mir einer unserer Mentoren, ein zurückgekehrter Missionar, zu. Er unterbrach mich und sagte: „Elder, geben Sie hier Ihr Zeugnis. Sagen Sie, dass Sie wissen, dass die wahre Kirche heute zwölf Apostel haben müsse, so wie die Urkirche Christi.“ Höflich erwiderte ich, dass ich einem wirklichen Untersucher gerne Zeugnis geben würde, aber hier bei einer Übung sei es mir zu persönlich zu sagen „Ich weiß“. Er bestand darauf: „Zwölf Apostel, Elder. Ich möchte Ihr Zeugnis hören.“ Ich fühlte mich etwas angegriffen und sagte leise: „Ich denke, dass die Kirche Christi heutzutage fünfzehn Apostel hat, nicht zwölf.“ Er zog einen Stuhl heran und sagte: „Elder, haben wir hier ein kleines Problem?“

Zum Glück wurden wir an dieser Stelle unterbrochen. Aber ich war beunruhigt, dass die Stärke meines Glaubens—so ehrlich und tief er auch war—unzureichend für einen Missionar sein könnte. Ich erinnerte mich an all die Abende vor meiner Verabschiedung, an denen ich mit Hilfe des Schlüssels, den ich als stellvertretender Organist des Pfahles erhalten hatte, gegen 23 Uhr in das St. George-Tabernakel gegangen war. Dort hatte ich mit voller Lautstärke etwa eine Stunde lang auf der schönen Pfeifenorgel gespielt und ganz für mich allein, nur im kleinen Licht der Konsolenbeleuchtung, in jenem heiligen alten Pioniergebäude die Lieder Zions gesungen. Auf meine eigene Art gab ich mein Zeugnis—aber es war ein kleines Geheimnis zwischen dem Herrn und mir—und es war noch dabei, sich zu entwickeln. Ich muss damals *etwas* „gewusst“ haben, aber was?

All diese Erinnerungen kehrten zurück, als ich Richard Bushmans Bericht über sein zweites Studienjahr an der Harvard Universität las, wo seine heftigen Begegnungen mit unreligiösen Skeptikern in ihm das Gefühl verursachten, er befinde sich „in feindlichem Territorium“. Bald zermürbte ihn dieser Druck so sehr, dass „religiöser Agnostizismus die einzig vertretbare Position schien im Hinblick auf das, was wir sicher wissen“. Er „wusste nicht, dass es einen Gott gab oder dass irgendetwas von all dem, was Mormonen (Mitglieder der Kirche Jesu Christi) glauben, tatsächlich passiert war“. Dennoch akzeptierte er eine Berufung auf Mission. Wenn „ich aber solch ein Zweifler war“, sagte er später im Rückblick, „warum bin ich dann gegangen?“¹

Seither ist er „zu der Einsicht gekommen, dass mein Problem in Wirklichkeit nicht der Glaube war, sondern die richtigen Worte zu finden, um meinen Glauben auszudrücken“. Was ihm fehlte, war „eine Sprache für Mormonismus, die an einem Esstisch in Harvard Sinn machte“. Er denkt heute, dass er „jenes ganze Jahr über schon geglaubt (hat)—warum sonst eine Mission?— aber ich war *stumm*, unfähig zu sprechen“.

Seither hat Bushman sein Leben lang gelernt, über Religion auf eine Art zu sprechen, die von weltlichen Zuhörern verstanden werden kann, anstatt sie zu zwingen, „unsere Sprache zu lernen, um uns zu verstehen“. Was seine Art kennzeichnet, über Ereignisse der Kirchengeschichte zu schreiben, sind der Ton, die

Sprache und das Vokabular. Genauso wie Menschen, die musikalische Klänge nicht unterscheiden können, als „musiktaub“ bezeichnet werden, gibt es in der heutigen Welt viele Menschen, die es schwierig finden, eine religiöse Sprache zu verstehen. Deshalb lernte er sehr bewusst, in einem Ton zu schreiben, den weltliche Zuhörer hören können. *Glaube ist nicht taub.*

Als Neunzehnjähriger hatte ich, wie Bushman, nicht die Worte, um meinen Glauben angemessen auszudrücken—außer für mich allein an der Pfeifenorgel. Die Unterschiede zwischen Wissen, Glauben, Zweifeln und Fragen sind nicht unbedeutend. Aber sie sind oftmals unklar, weil unsere Erfahrungen umfassender sind als unser Vokabular. Und wenn unser vormals ungetrübter Glaube plötzlich mit Fragen konfrontiert wird, die uns sprachlos lassen, auch wenn es nur vorübergehend ist, dann kann unser Glaube nicht nur blind erscheinen, sondern auch stumm. Zu einem solchen Zeitpunkt wünschen wir uns vielleicht ein Buch wie *Glauben für Dummies*—nämlich dann, wenn wir uns wegen unserer spirituellen Wachstumsschmerzen sprachlos vorfinden und uns dann fragen, ob etwas nicht stimmt. Würde das bedeuten, dass wir auch ohne Glauben sind? Wahrscheinlich nicht—aber vielleicht brauchen wir ein vollständigeres Vokabular. „Wachstum im Glauben kann (auch) als Verbesserung unserer Ausdrucksfähigkeit betrachtet werden.“² *Glaube ist nicht stumm.*

Wie Bushmans Schriften über Joseph Smith ist auch mein Teil dieses Buches mehr autobiographisch geworden. Ich habe festgestellt, dass ich hier mein Streben nach einem „wissenderen“ Glauben beschreibe—die Fragen, auf die ich gestoßen bin, und das Vokabular, das ich gelernt habe, als ich nach Antworten darauf suchte, einen Schritt nach dem anderen.

Zum Beispiel: In Bezug auf etwas „wissen“ gab Elder Harold B. Lee von den Zwölfen, als er unsere Mission besuchte, ein machtvolleres Zeugnis vom Erretter. Er zitierte Lehre und Bündnisse 46:13-14: „Einigen ist es durch den Heiligen Geist gegeben zu wissen, dass Jesus Christus der Sohn Gottes ist ... Anderen ist es gegeben, dass sie ihren Worten glauben.“ Als ich ihm zuhörte, *wusste* ich plötzlich, dass er *wusste*, und ich glaubte seinen Worten. Das war nur ein Schritt, aber ein realer. Glaube oder Wissen? Etwas von Beidem. Später kam ich selbst schrittweise zu diesem Wissen.

Gleich nach meiner Mission fragte mich ein guter Freund, was das Wichtigste war, was ich dort gelernt hatte. Mit der gleichen Ehrlichkeit, die meine Sprache bei meinem Abschied beschränkt hatte, sagte ich, dass ich jetzt irgendwie wirklich wisse, dass Gott real ist, dass er mich kennt und dass ich eine persönliche Beziehung zu ihm habe—eine Realität, die seither immer mehr gewachsen und ein Anker für meine Seele geworden ist. Später hörte ich, wie jemand dieses geschärfte Bewusstsein einer Beziehung zu Gott „die Nähe“ nannte. Als ich diese Worte hörte, wusste ich, was diese Person meinte und weshalb das ihr Vertrauen in ihn vergrößerte.

Im Laufe der Zeit stellte ich fest, dass „Glaube“ und „Zweifel“ nicht die einzige Alternative sind. Ferner reicht es auch nicht aus zu entscheiden, ob man ein „konservatives“ oder ein „liberales“ Mitglied der Kirche Jesu Christi ist, wie später in diesem Buch besprochen. Solche polarisierenden Unterscheidungen helfen uns überhaupt nicht, vielmehr stören sie oft unser echtes spirituelles Wachstum. Sie können auch verhindern, dass Eltern und Kinder oder Führer und Mitglieder der Kirche einander zuhören und verstehen. Zu oft stellen junge Menschen und andere Mitglieder ehrliche, aber zu skeptische Fragen—und ihre Eltern oder Führer geben ihnen aufrichtige, aber zu strikte Antworten. Das geschah in meinem kurzen Wortwechsel mit jenem zurückgekehrten Missionar. Es wäre viel besser, wenn jeder von uns aus seinem „Graben“ herauskäme und wirklich kommunizieren würde.

Als ich meine Mission begann, „war mein Problem nicht der Glaube, sondern die richtigen Worte zu finden, um meinen Glauben auszudrücken“. Mit dieser Erinnerung im Sinn ist es unsere Absicht, Worte, Erlebnisse und Konzepte anzubieten, die hoffentlich einen Glaubensprozess beschreiben, der zu Vertrauen und Zuversicht in den Herrn und seine Kirche führt.

Unser Mitgefühl gehört denen, deren Glaube durch Informationen oder Menschen oder Erfahrungen, die sie an ihrem bisherigen Glauben zweifeln lassen, unsicher geworden ist. Überraschungen und Unsicherheiten zu erleben ist Teil des natürlichen Wachstumsprozesses für unseren Glauben. Wir haben viele solcher Über-

raschungen erlebt; unsere Sprache ist nur ein Spiegelbild unserer Erfahrung. Solche Gegensätze durchzuarbeiten ist der einzige Weg, um echte, geprüfte spirituelle Reife zu entwickeln. Aus diesem Grund konnte John Milton einer klösterlichen Tugend nichts abgewinnen—einer Tugend, die nie ihren Widersacher erlebt.³ Wahrer Glaube ist nicht blind oder taub oder stumm. Vielmehr *sieht* wahrer Glaube seinen Widersacher und überwindet ihn.